

Vortrag im Heinrich-Heine-Haus Paris am 03.04.2003

Im Januar diesen Jahres feierten deutsche und französische Abgeordnete gemeinsam mit ihren Regierungen in Paris den 40. Jahrestag des Deutsch-Französischen Vertrages. Dieses zu recht gefeierte Ereignis besiegelte die nach dem Zweiten Weltkrieg begonnene Aussöhnung von Deutschen und Franzosen. Es dokumentierte die endgültige Abkehr von einer Jahrzehnte währenden Feindschaft, die nicht nur über die beiden Völker, sondern über den gesamten Kontinent eine Epoche der kriegerischen Auseinandersetzungen und des sinnlosen Blutvergießens gebracht hatte.

Nicht umsonst spielen die deutsch-französischen Kulturbeziehungen im Elysée-Vertrag eine herausragende Rolle. Eine gemeinsame auf Integration abzielende Kulturpolitik sollte die neue politische Partnerschaft untermauern. Das gegenseitige Kennenlernen vor allem der Jugend sollte die beiden Nationen dauerhaft zusammenführen. Kulturpolitik sah sich in der Verantwortung, bestehende Klischees, Vorurteile und die damit verbundenen Feindbilder abzubauen.

Man darf heute, 40 Jahre nach der Unterzeichnung des Elysée-Vertrages, feststellen, dass dies ohne jeden Zweifel gelungen ist. Unzählige deutsch-französische Städtepartnerschaften sind seither entstanden. Keine zwei Staaten in Europa pflegen heute intensivere wirtschaftliche Beziehungen als Frankreich und Deutschland. Über 7 Millionen Jugendliche sind sich im Rahmen des deutsch-französischen Jugendwerkes begegnet. Umfragen belegen, dass sich Deutsche und Franzosen heute gegenseitig schätzen und als enge Partner, ja als befreundete Nationen ansehen. Joseph Siebergers Diktum aus Zeiten der Feindschaft, Deutsche und Franzosen markierten die jeweils äußerste Möglichkeit des Menschseins, mutet genau so fremd und überlebt an wie die Beschreibungen Germaniens durch den römischen Schriftsteller Tacitus.

Dennoch erscheint die Freude über das gelungene Versöhnungswerk nicht ohne Trübnisse. Überrascht müssen wir nämlich feststellen, dass die Normalisierung des deutsch-französischen Verhältnisses auch ihren Preis hat: Es ist der des abnehmenden Interesses füreinander, am besten abzulesen im massiven Rückgang des gegenseitigen Spracherwerbs. Fast fühlt man sich an eine Beziehungstragödie erinnert, an ein Paar, das sich aus tiefer Hassliebe immer wieder den heftigsten Eruptionen

aussetzt und das nach der Überwindung der Gegensätze im friedvollen Alltagsarrangement jegliches Interesse füreinander verliert. Auch im deutsch-französischen Verhältnis sollte man die Gefahr nicht ignorieren, die dann heraufzieht, wenn aus dem Gegeneinander lediglich ein koexistierendes Nebeneinander statt eines kooperativen Miteinanders wird. Um dies zu verhindern, ist es zunächst notwendig, sich der Besonderheit der deutsch-französischen Beziehungen in der Vergangenheit bewusst zu werden.

Die einfache Formel „Von der Erbfeindschaft zur Erbfreundschaft“ kann schon allein deswegen nicht aufgehen, weil es diese Erbfeindschaft eigentlich nie gab. Sicher gab es Feindschaft, heftige und unerbittliche. Aber diese Feindschaft war keineswegs Jahrhunderte alt. „Erbfeindschaft“ war vielmehr das Kunstprodukt einer wenig mehr als 50jährigen Epoche, ein nationaler Mythos, der im Zeitalter des extremen Nationalismus den jeweils eigenen Sendungsdrang legitimierte und die dazu notwendigen Massen mobilisierte. Ein Mythos, der all das für sich in Anspruch nahm und entsprechend umdeutete, was die Geschichte hierfür herzugeben schien. In Wirklichkeit hatte jedoch weder der Konflikt zwischen Frankreich und der Habsburg-Monarchie noch der Drang Ludwigs XIV. bis zum Rhein etwas mit nationalen Aversionen oder gar mit Feindschaft der Völker zu tun. Dies war nichts anderes als gängige dynastische Praxis in einer Zeit, in der kaum ein deutscher Fürstenson nicht seine höfischen Lehrjahre in Versailles verbrachte, in der fast an allen deutschen Höfen französisch gesprochen wurde, in der die vertriebenen französischen Hugenotten im Preußen des Großen Kurfürsten willkommene Aufnahme fanden, in der deutsche Adelsfrauen in enger Korrespondenz mit französischen Aufklärern standen und in der Voltaire im jungen Kronprinz Friedrich von Preußen die Epoche der idealen Philosophenherrschaft heraufziehen sah.

Feindschaften zwischen Nationen konnte es in dieser Zeit auch nicht geben, da es die Nationen noch gar nicht gab. Erst mit dem Heraufziehen eines nationalen Bewusstseins Ende des 18. Jahrhunderts und mit der Entstehung des Nationalismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann eine dünne akademische Elite mit dem Aufbau deutsch-französischer nationaler Gegensätze. In Abgrenzung zur französisch geprägten deutschen Hofkultur, im Erschrecken vor den Exzessen der französischen Revolution und im Widerstand gegen die napoleonische Okkupation bildeten sich im

deutschen Bürgertum weitgehend anti-französische Projektionen eines spezifischen kulturell überlegenen deutschen Volkscharakters aus. Als typisch französisch wurde vor diesem Hintergrund eine vermeintlich gekünstelte, heuchlerische, oberflächliche, prunksüchtige Adelswelt im Gegensatz zum einfachen, ursprünglichen, ehrlichen, sparsamen und fleißigen deutschen Bürger beschworen. Als typisch französisch wurde die vermeintlich kalte und mechanistische Rationalität der Aufklärung gegeißelt, die im jakobinischen Zentralismus der französischen Revolution zur Unterdrückung des originär Gewachsenen und in der Volksseele Verankerten geführt haben soll. Als typisch französisch wurde sogar die Entladung niederer Instinkte, sei es in den eruptiven Exzessen der Revolution, sei es in den dekadenten Schriften eines Marquis de Sade, bezeichnet. Und als typisch französisch wurde ein permanentes Expansionsstreben unterstellt, das lediglich aus Beutegier immer wieder das friedliebende und verteidigungsschwache Deutschland überzogen hätte.

Dagegen setzte man die deutsche Kultur: den deutschen Staat, der nie bloß Herrschaftsinstrument war sondern laut Hegel die „Wirklichkeit der sittlichen Idee“ und vor dem der einzelne mithin nicht – wie in der westlichen Staatsauffassung – eigens geschützt werden musste; die deutsche Volksseele, die tiefgründig und in unverdorbenener Reinheit nach sittlicher Vollkommenheit strebte; die deutsche Staatenwelt, die organisch gewachsen auch der tiefsten Provinz ihre eigentümliche Identität beließ; die deutsche Friedensliebe, die über Jahrhunderte immer wieder das Opfer französischer Aggression wurde; die deutsche Kunst und Literatur, die frei von populistischer Oberflächlichkeit und niederer Instinktivität der reinen Moral und Ästhetik diene. Kurz: Die „Civiltation Française“ wurde gleichgesetzt mit wertezerstörender Dekadenz, die deutsche Kultur mit sittlich-humanistischer Vervollkommnung.

Massenwirksam wurde dieses Bild freilich erst Ende des 19. Jahrhunderts, als der Nationalismus alle Volksschichten erfasst hatte und das neugegründete Kaiserreich in den Status einer Weltmacht getreten war. Auch hatte sich das Feindbild angereichert: Paris galt jetzt erst recht mit seinem „Moulin Rouge“ und den frivolen Operetten des ausgewanderten Juden Jacques Offenbach als dekadenter Sündenpfuhl; als Kolonialmacht stritt Frankreich mit den anderen westlichen Staaten um die Ausbeutung fremder Kontinente, und der Einsatz von afrikanischen Soldaten im Krieg 1870/71 gegen Deutschland wurde als Gipfel des kulturellen Verfalls gesehen. Erst

jetzt sollte am „deutschen Wesen“ in Abgrenzung von den westlichen Demokratien und hier vor allem von Frankreich die Welt genesen. Und erst jetzt sprach man von „Erbfeindschaft“, ein Topos, das sich gerade und besonders nach dem Versailler Frieden popularisierte und sich bis zur endgültigen Niederlage 1945 hartnäckig hielt.

Hingegen kann man mindestens bis zur Reichsgründung kaum von einer prinzipiellen deutsch-französischen Feindschaft sprechen. Zwar gab es jenes kulturelle Überlegenheitsdenken wie beschrieben schon recht früh. Es war jedoch keineswegs dominant. Schließlich hatte Hegel Napoleon Bonaparte noch als „Träger des Weltgeistes“ bezeichnet. Und anlässlich des Sieges der republikanischen französischen Freiwilligenheere über die Koalitionstruppen bei Valmy im Jahre 1792 sprach Goethe jenen berühmt gewordenen Satz: "Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!" Auch war Frankreich für die liberale Bewegung des Vormärz bis hin zur Revolution von 1848 in gewisser Hinsicht immer wieder Vorbild. So sang man in der Pfalz im Vorfeld des Hambacher Festes 1832 die Marseillaise als Symbol für Freiheit und Emanzipation. Überhaupt: Frankreich als Land der Revolutionen übte auf Gleichgesinnte in Deutschland immer eine gewisse Faszination aus.

Umgekehrt kann man in Frankreich bis zum Krieg 1870/71 nicht von prinzipiellen Feindschaftsgefühlen gegenüber Deutschland sprechen. In ein gewisses zivilisatorisches Überlegenheitsgefühl mischte sich gleichzeitig Interesse und Bewunderung für deutsche Philosophie, für deutsche Kunst wie auch und insbesondere für die deutsche Musikkultur des 19. Jahrhunderts. Gerade auf diesen Ebenen herrschte das ganze Jahrhundert hindurch reger und fruchtbarer Austausch. Auch kamen in dieser Zeit erste Visionen von einem vereinigten Europa auf. Der französische Schriftsteller Victor Hugo war es, der am 14. Juli 1870 – also am Vorabend des deutsch-französischen Krieges – in seinem Garten auf Guernesey die Eiche der Vereinigten Staaten von Europa pflanzte. Erst die Erfahrung der drei Kriege zwischen 1870 und 1945 ließ in Frankreich kollektive antideutsche Aversionen wachsen. Hatte man 1870/71 noch gegen „Prussiens“ gekämpft und hieß der französische Erbfeind zu jener Zeit noch „Albion perfide“, also Großbritannien, so waren dies im ersten Weltkrieg unzweifelhaft „Les Allemands“. Doch bei aller Feindschaft blieb auch in dieser Zeit jene eigentümliche Ambivalenz von gegenseitigen Aversionen und gleichzeitiger

Bewunderung bestehen. Ja, gerade die Niederlage von 70/71 hatte in Frankreich einen Unterlegenheitsschock gegenüber Preußen-Deutschland ausgelöst. Die preußische Überlegenheit führte man vor allem auf das preußische Bildungssystem zurück, nach dessen Vorbild das französische dann reformiert wurde. Auch gehörte das Beherrschen der deutschen Sprache in Kreisen der Wissenschaft und Literatur in Frankreich zum Standard. Bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts war in den französischen Gymnasien Deutsch die erste Fremdsprache der Eliteschüler, ähnlich wie Latein und Griechisch in Deutschland. Umgekehrt war bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Pflege der französischen Sprache gängige Praxis beispielsweise in deutschen Diplomatentreisen.

Nach der Niederlage im Zweiten Weltkrieg war das Konzept von einer besonderen kulturellen Sendung Deutschlands mit einem Schlage diskreditiert. Der „besondere deutsche Weg“ in die Moderne hatte in die Katastrophe geführt: Der Preis waren Millionen Tote, verwüstete Städte und schließlich die Teilung. Die Bundesrepublik als Nachfolgestaat des Deutschen Reiches nahm die Grundprinzipien der westlichen Demokratien an. Dies war ein bewusster Bruch mit der deutschen Sonderwegstradition, der anders als in der Weimarer Republik, deren Verfassung von den intellektuellen und kulturellen Eliten weitgehend als „undeutsch“ abgelehnt wurde, diesmal deren breiten Zuspruch erfuhr. Lediglich die daraus gezogene außenpolitische Konsequenz der Eingliederung in die westlichen Bündnissysteme der NATO und der EWG war in diesen Kreisen anfangs umstritten, da man damit die deutsche Einheit auf lange Sicht preiszugeben schien.

Dieser als „Westbindung“ bezeichnete Traditionsbruch legte die Grundlagen auch und insbesondere für die deutsch-französische Aussöhnung, die mit dem Elysée-Vertrag besiegelt wurde. Doch so sehr sich die Bundesrepublik damit in grundlegenden Verfassungsfragen – Schutz der Grundrechte, Gewaltenteilung, parlamentarische Kontrolle – der französisch-republikanischen Tradition angenähert hatte, in zahlreichen Feldern der politischen Praxis und politischen Kultur und nicht zuletzt auch der Mentalität beider Bevölkerungen wirkten unübersehbare Unterschiede fort.

So begründete Frankreich die Idee der Nation weiterhin als kollektive Bejahung der republikanischen Verfassung, während in Deutschland der völkische Nationenbegriff

aufgrund von Teilung und Gebietsverlusten und der damit verbundenen Flüchtlingsproblematik neue Aktualität gewann. Im Verhältnis zur eigenen Nation unterschieden sich beide nun sogar stärker als früher: In Frankreich war die Nation in Form der Résistance und der von De Gaulle proklamierten „France libre“ um einen weiteren positiven Mythos bereichert worden. Die Nation war es schließlich, die Frankreich aus Besatzung, Unterdrückung und Fremdbestimmung hinausgeführt und so die Ehre Frankreichs gerettet hat. Ganz gegenteilig war in Deutschland die Nation wegen ihrer bereitwilligen Inanspruchnahme durch den Nationalsozialismus mit einem Bann belegt. Das Nationale, das Frankreich erlöste, hat Deutschland in den Abgrund geführt. Auch unterschied sich die Bundesrepublik hinsichtlich ihres föderalen Aufbaus radikal vom französischen Zentralstaatsmodell, was sich in Verbindung mit dem jeweiligen Fokus auf die eigene Nation vor allem auf die künftige Gestaltung Europas auswirkte; dies vor allem nach der Gründung der fünften Republik, die mit ihren bonapartistischen Elementen Amt und Person des Präsidenten eine gewisse monarchische Aura verlieh. Hinzu kam die jeweils andersartige Rolle des Staates vor allem in Fragen der Wirtschafts-, Währungs- und Finanzpolitik. Und hinzu kam die stark hierarchisch gegliederte, sozial polarisierte und noch sehr agrarisch geprägte französische Gesellschaft im Gegensatz zur nicht zuletzt durch den Nationalsozialismus eher nivellierten und – bei allen Zerstörungen – hochentwickelten Industriegesellschaft der Bundesrepublik.

Solch tiefgreifende Unterschiede behinderten freilich nicht die Aussöhnung; im Gegenteil, sie förderten sie sogar: Dies trug nicht nur zum Erfolg des deutsch-französischen Jugendwerkes bei, dies öffnete auch den Weg für die zahlreichen Städte- und Gemeindeparterschaften, die in den sechziger und siebziger Jahren nur so aus dem Boden schossen. Franzosen schwärmten plötzlich von den „Fêtes de bières“ oder vom „carneval allemand“. Im Gegenzug berichten heute noch die Pioniere der Städtepartnerschaften von den opulenten, sich bis tief nach Mitternacht hinziehenden Menus, die sie in ganz normalen französischen Haushalten zum ersten Mal erleben durften. In der den Franzosen nachgesagten Art, das Leben zu genießen, sahen die Bewohner der ohnehin nun stärker katholisch geprägten Bundesrepublik nach den entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahren keinen Frevel mehr. Die französische Lebensart entwickelte sich nun in Deutschland eher zum – wenn auch oft verklärten aber positiven – Vorbild.

Im Zuge dieser Städtepartnerschaften begegneten sich Vereine und Schulen, die jeweils wiederum formell oder informell eigene Partnerschaften gründeten, und es begegneten sich Menschen, die freundschaftliche Beziehungen oder gar Lebens- und Ehepartnerschaften knüpften. Und schließlich: All dies lebte von einem gewissen Sensationscharakter, den diese deutsch-französischen Begegnungen bis vor zwanzig Jahren noch hatten, was nicht zuletzt auch zum Erlernen der jeweiligen Sprache beitrug.

Aber mehr noch: Nicht nur im Bereich des Privaten, des Kommunalen und der Breitenkultur kam es zu vielfachen Verflechtungen, auch im Bereich der sogenannten Elitenkultur. Die „Littérature engagée“ von Emile Zola bis hin zum Existenzialismus wurde zum Vorbild für deutsche Literaten, die in der traditionellen Politikabstinenz deutscher Kulturschaffender mit eine Ursache für die deutsche Katastrophe sahen. Der Existenzialismus eines Jean Paul Sartre wurde zum Kompass der vorachtundsechziger Jugend, die im vom Nationalsozialismus aufgerissenen Traditionsvakuum bei beginnender gesellschaftlicher Säkularisierung nach Orientierung suchte und diese in Sartres „selbstbestimmtem Sein“ fand. Auch erlebte die Rezeption deutscher Philosophen von Marx über Nietzsche bis zu Heidegger in Frankreich von den 50er bis in die 80er Jahre hinein eine neue Blüte. Im Gegenzug nährte sich die Postmoderne im Deutschland der achtziger Jahre wesentlich von französischen Denkern wie Foucault, Bourdieu etc.

Gleichzeitig intensivierten sich gerade in den letzten zwanzig Jahren die deutsch-französischen Kulturbeziehungen dort, wo sie einen institutionellen Rahmen fanden. So etwa im Bereich der Hochschulen, wo die Arbeit des im Jahre 1988 gegründeten Deutsch-Französischen Hochschulkollegs durch die im Jahre 1999 gegründete Deutsch-Französische Hochschule in Saarbrücken weitergeführt wird. Dieser Weg erweist sich als außerordentlich erfolgreich: Mittlerweile bieten über 100 Universitäten unter dem Dach der Deutsch-Französischen Hochschule integrierte deutsch-französische Studiengänge an, wovon derzeit über 4000 Studierende Gebrauch machen. Die Tendenz ist steigend. Ähnlich im Schulbereich: Mehr als hundert Schulen in beiden Ländern bieten heute bilinguale Klassenzüge an und an 23 Gymnasien können Schüler das deutsche und französische Abitur mit sogenannten „Abi-Bac-

Abschlüssen“ gleichzeitig absolvieren. Nimmt man hinzu das Deutsch-Französische Sekretariat für den Austausch in der beruflichen Bildung, das jährlich ca. 4.000 Auszubildende wie auch Auszubildende zu gemeinsamen Maßnahmen zusammenführt, so kann man feststellen, dass es innerhalb und außerhalb Europas keine zwei Staaten gibt, die im Bildungsbereich so eng zusammenarbeiten wie Deutschland und Frankreich.

Weltweit einzigartig ist auch der vor zehn Jahren gestartete gemeinsame Kulturkanal Arte. Als Experiment, ja als deutsch-französisches Abenteuer begonnen und von vielen damals belächelt, hat sich Arte in einem immer schwierigeren Medioumfeld dennoch behauptet. Und mehr noch: Arte kann heute in ganz Europa empfangen werden, und entsprechend ist sein Programmangebot in einer fortschreitenden Europäisierung begriffen. Es ist sicher nicht zu weit gegriffen, wenn man den Sender heute schon als Kern einer herzustellenden übernationalen europäischen Öffentlichkeit bezeichnet.

Es wären sicher noch viele weitere erfolgreiche Beispiele institutioneller Kooperationen aufzuführen, wie etwa die bilinguale Früherziehung in den Kindergärten des Saarlandes und Lothringens, das Deutsch-Französische Forum für Beschäftigung und Zusammenarbeit, der vom Saarländischen Rundfunk vergebene deutsch-französische Journalistenpreis, die deutsch-französische Filmakademie in Ludwigsburg, die verschiedenen Frankreichzentren an deutschen Hochschulen und nicht zuletzt die ca. 2000 deutsch-französischen Städte- und Schulpartnerschaften.

Doch gerade deren in den letzten Jahren zu beobachtende Stagnation fällt zusammen mit der rückläufigen Neigung in beiden Ländern, die jeweilige Partnersprache zu erlernen. Beides deutet auf ein abnehmendes Interesse von Deutschen und Franzosen füreinander hin, das der französische Philosoph André Glucksmann gar als gegenseitige Ignoranz beklagte.

Was ist also geschehen zwischen Berlin und Paris, dass vor allem die jüngere Generation nicht mehr mit Neugier und Enthusiasmus auf den Nachbarn blickt? Zunächst ist es wohl der Erfolg der deutsch-französischen Aussöhnung selbst. Die deutsch-französische Aussöhnung ist gelungen und stellt somit heute kein Projekt mehr dar,

mit dem man unter Jugendlichen Begeisterung wecken könnte. Doch nicht nur dies, mit der Aussöhnung hat nämlich eine gewisse Assimilation stattgefunden, die Deutschland und Frankreich heute sehr viel ähnlicher gemacht hat, als sie es in der Nachkriegszeit noch waren: In Deutschland setzt sich unter dem Integrationsdruck einer multiethnischen, multikulturellen Gesellschaft mehr und mehr der verfassungsgebundene Nationenbegriff durch, zumal im wiedervereinigten Deutschland damit auch keine deutsch-deutsche Frage mehr berührt wird. Auch erfreut sich die Nation in Deutschland schon seit den achtziger Jahren einer gewissen Rehabilitation. Auch verabschiedet sich Frankreich unter dem Stichwort der „décentralisation“ zusehends von seinem traditionellen Zentralismus und trägt so dem wachsenden Bedürfnis regionaler Identifikation und Selbstbestimmung Rechnung. (Der jüngst in die französische Verfassung aufgenommene Satz „Die Organisation der Republik ist dezentral“ ist in diesem Zusammenhang fast revolutionär.) Es nähert sich damit allmählich dem deutschen Föderalismus an, wengleich die Unterschiede noch beträchtlich sind. Auch ist Frankreich mittlerweile zu einer hochtechnisierten Industriegesellschaft geworden, in der die „France profonde“ heute mehr nostalgische Verklärung denn tatsächliche Realität ist. Und in Fragen der Wirtschaftspolitik bewirkt der EU-Binnenmarkt wie auch die EU-Wirtschafts- und Währungsunion Angleichungsprozesse, die in der Ähnlichkeit der gegenwärtigen Strukturprobleme beider Länder mit Arbeitslosigkeit, wachsenden Sozialleistungskosten etc. ihr Pendant finden. Es ist keine Frage: Deutschland und Frankreich sind sich in solchem Maße ähnlich geworden, dass das Andersartige, das mit zunehmender Globalisierung von jenseits des Atlantiks in wachsendem Maße auf beide Länder einwirkt, auch mehr und mehr die Blicke von Deutschen und Franzosen anzieht. Dies um so mehr, als sich negative wie positive Mythen mit den scheinbar übermächtigen Vereinigten Staaten von Amerika verbinden.

Was bleibt also zu tun? Dies kann jedoch nur schief gehen, da sich zum einen beide zum Prinzip der offenen Gesellschaft bekennen und eine kulturelle Trutz- und Schutzzollpolitik gegen ihr eigenes Selbstverständnis wäre. Zum andern wäre dies in Zeiten von Internet und worldwideweb auch gar nicht möglich. Und selbst wenn es möglich wäre, wäre es nicht wünschenswert. Vielmehr sollten Frankreich und Deutschland Ausgangspunkt sein für die Bildung eines kulturellen europäischen Selbstbewusstseins. Regionale wie auch nationale kulturelle Identitäten sind schön

und gut. Sie sind Realität und bedürfen der Pflege. Doch Kulturpolitik auf diesen Ebenen zu belassen, mündet angesichts der rasanten Globalisierung zwangsläufig im Provinzialismus. Angesagt ist vielmehr ein spezifisch europäisches Projekt der Moderne.

Europa muss sich die Frage stellen, was genau es in den Prozess der Globalisierung einbringen kann und wie es sich darin von den anderen kulturellen und politischen „global playern“ unterscheidet. Hierfür muss sich Europa seiner eigenen Identität zunächst bewusst werden. Sowohl die Frage nach einem Türkei-Beitritt als auch der Dissens über Europas Rolle im neuen amerikanischen Projekt einer unilateralen Weltordnung berühren letztlich diese Frage nach einer spezifisch europäischen Identität. Muss beispielsweise der weltweite Demokratisierungsprozess, an dem Europa als Geburtsstätte der Demokratie mindestens genau so interessiert ist wie die USA, muss dieser Prozess zwangsläufig mit der Expansion einheimischer Konzerne einhergehen? Oder hat Europa in seinem tiefen historischen Fundus nicht auch Rezepte anzubieten, die stärker auf lokale Entwicklungspotenziale setzen? Um im aktuellen Bezug zu bleiben: So sehr beispielsweise die Jugend in der islamischen Welt die Kulturprodukte der westlichen Welt, allen voran der USA, begierig rezipiert, so sehr erwächst gerade daraus ein kollektives Gefühl kultureller Unterlegenheit, das maßgeblich sein dürfte für jene antiwestlichen Affekte, die wir so schlecht verstehen können. Hier sei nur daran erinnert, wie sehr die Deutschen die Weimarer Demokratie ablehnten, weil man sie als „undeutsch“ empfand. Nichts anderes scheint sich derzeit im arabisch-islamischen Kulturraum abzuspielen.

Aus diesem Grund wird es in den anstehenden globalen Auseinandersetzungen darauf ankommen, Errungenschaften wie Demokratie, Freiheit und Menschenrechte auch in anderen Kulturen Geltung zu verschaffen, ohne dass diese als Fremdeinfluss wahrgenommen und entsprechend abgelehnt werden. Dies wird die zentrale Herausforderung des 21. Jahrhunderts sein. Und gerade Europa mit seiner jahrhundertealten Geschichte gegenseitiger Eroberungen und Verteidigungen, Auseinandersetzungen und Friedensschlüssen, Beeinflussungen und Abschottungen, gerade dieses Europa verfügt über das kulturhistorische Rüstzeug, diese Herausforderung anzunehmen.

Der kulturelle Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland wurde seinerzeit gewiss nicht geringer erachtet als der zwischen Orient und Okzident heute. Aus der Geschichte des deutsch-französischen Verhältnisses erwächst für beide Länder die Verantwortung, ihre Erfahrungen in den Prozess der Globalisierung einzubringen. Das Projekt der europäischen Moderne muss aus diesem Grund von beiden Staaten initiiert werden. Dies wäre die Fortführung der europäischen Motorrolle auf einer anderen Ebene. Dies muss das künftige gemeinsame Interesse von Deutschen und Franzosen sein, das dann getrost an die Stelle des Interesses füreinander treten kann. Dies wäre das neue deutsch-französische Miteinander, das das alte Gegen-einander und derzeitige Nebeneinander gleichermaßen ersetzt.